

## Friedrich Schiller

Festansprache des Rektors, Prof. Dr. Dr. h. c. J. Hämel, anlässlich der Feier der Universität Jena  
zum 150. Todestag Schillers im Volkshaus Jena am 12. Mai 1955

Vor 50 Jahren, am 9. Mai 1905, hat an der gleichen Stelle, an der wir uns jetzt befinden, der ordentliche Professor der deutschen Philologie Dr. Victor Michels tiefgründige Worte dem 100. Todestag Schillers gewidmet. Heute, am Tage, an dem *wir der 150. Wiederkehr* des Todes Friedrich Schillers gedenken, spreche ich zu Ihnen nicht als Fachgelehrter, sondern in meiner Eigenschaft als Rektor derjenigen deutschen Universität, welche die Ehre hat, den Namen Schiller wegweisend und verpflichtend zu tragen.

„Wer es heute unternimmt, über Schiller zu reden, kann nicht den Ehrgeiz haben, neue Wahrheiten zu verkünden. Auf ein altes, liebes Bild fällt an einem seltenen Tage ein freundlicher Sonnenstrahl. Wir kennen es gut genug und doch treten nun einzelne Züge frischer und lebensvoller hervor und wir gewinnen neu, was wir von Kindheit auf gesagt.“

Wenn ein Fachgelehrter wie Michels — ich habe eben seine Worte zitiert — schon so bescheiden gesprochen hat, dann muß ich für meine Rede, der keine tiefen literarkritischen Studien zugrunde liegen und zugrunde liegen können, Sie besonders um Nachsicht bitten. Lassen Sie mich daher als einen derjenigen unter den Millionen Menschen zu Ihnen und ganz besonders zu unserer akademischen Jugend sprechen, auf den der Genius Schiller gewirkt hat in seiner Schlichtheit und Größe, in seinem revolutionären Elan und in seinem tiefen Drang nach Freiheit und geistiger Unabhängigkeit. Erlauben Sie mir, mit Ihnen die Zeit der geistigen Entwicklung Schillers zu durchwandern bis zu seiner Vollendung zum großen deutschen Dichter. Zu dieser Entwicklung, zur Ausbildung seiner genialen Persönlichkeit gehört sowohl sein medizinisches Studium und seine kurze Tätigkeit als Arzt, wie auch sein Wirken an unserer Universität, das der Jubiläumsrektor der 350. Jahresfeier der Gründung der Universität Jena, Berthold Delbrück, durch den stolzen Ausdruck charakterisiert hat: Goethe war unser Minister und Schiller unser Kollege.

Schillers Leben ist tragisches Geschehen, angefangen von seiner Jugendzeit bis zu seinem allzufrühen Tod mit 45½ Jahren. Er hat selbst immer wieder betont, wie sehr die schweren Jahre seiner Kindheit und Jugend den Ablauf seines Lebens beeinflussen haben. Nicht ohne Bitterkeit hat er auf die anscheinend verlorenen Jahre zurückgeblickt. Waren sie wirklich so verloren? Können wir ihm heute nach anderthalb Jahrhunderten rückschauend zustimmen? Fest steht, daß ohne das unmittelbare Erleben der

Despotie und der Tyrannenwillkür am eigenen Leib die „Räuber“ niemals geschrieben worden wären. Und neben anderem veranlassen Schiller auch die 14 Tage Arrest auf der Hauptwache, in welcher Zeit in dem aufs höchste erregten und beleidigten jungen Dichter der Grundgedanke zum großen bürgerlichen Trauerspiel „Kabale und Liebe“ erwachsen ist, die Brücken hinter sich abzubauen und hinauszugehen in die Welt, die ihm zwar bittere Nöte und Entbehrungen bescherte, aber immerhin in Freiheit ihn Verhältnisse und Freunde finden ließ, die seine weitere Entwicklung förderten.

Das Leben Friedrich Schillers ist vom Tage seiner Geburt an so ganz anders verlaufen als das seines großen Zeitgenossen Goethe. Dieser, der Sohn einer wohlhabenden Patrizierfamilie, der Vater, ein zwar eigenwilliger und pedantischer, aber hochbegabter Mann, die Mutter, eine Frau von Bildung und Verstand, hatte eine sorglose Jugend genossen, wohlbehütet und von hervorragenden Lehrern erzogen. Ihm standen alle Mittel zur Verfügung und alle Wege offen zu einem selbstgewählten Beruf.

Ganz anders Schillers Jugend. In bedrängten kleinbürgerlichen Verhältnissen in Marbach als Sohn eines württembergischen Feldschers und Chirurgen geboren, verliefen die ersten Kindesjahre ohne Einfluß seines geistreichen und klugen Vaters, da dieser jahrelang an militärischen Feldzügen teilnehmen mußte und nur wenig bei seiner Familie weilte. Erst als eine Übersiedlung nach Lorch und bald darauf nach Ludwigsburg erfolgte, war ein geordnetes Familienleben wieder hergestellt. Da wurde der despotische Fürst Karl Eugen auf den jungen Friedrich, der sich ursprünglich dem geistlichen Stande widmen wollte, aufmerksam und zwang den Vater, seinen Sohn auf der Solitude, einer Militärakademie, erziehen zu lassen. Die Akademie war hervorgegangen aus einem Militärwaisenhaus, das der Soldatenhandel des Herzogs notwendig machte. Erst als eine kaiserliche Untersuchung drohte, wurde „aus dem Tyrannen ein Schulmeister“, Ausdrücke Schubarts, der wegen solcher und anderer despektierlicher Äußerungen über den Herzog zur Festungshaft auf dem Hohenasperg verurteilt wurde. Vater und Sohn Schiller waren keineswegs entzückt von der Einmischung des Herzogs auf den zukünftigen Beruf. Widerspruch war aber nicht möglich. Damit begann für den jungen Schiller eine Zeit schwerster Bedrückung, ausgefüllt von einer geistlosen pedantischen Dressur und einem ihm in jeder Hinsicht widerlichen militärischen Drill. Da ihn das zunächst begonnene Studium

der Jurisprudenz überhaupt nicht befriedigte, entschloß er sich ohne allzugroße Lust, Medizin zu studieren.

Trotz starker Abschließung von der übrigen Welt drang die Kunde von den Werken Goethes zu dem jungen Militäreleven, und die von Bürger und seinen Freunden ausgehende Periode des Sturms und Drangs erweckte die Begeisterung der in die Zwangsjacke der Kasernenschikane gepreßten Jugend. Es mag wohl einen Höhepunkt ihres einförmigen Daseins bedeutet haben, als eines Tages der Weimarer Fürst Karl August mit Goethe den Karlsschülern in Ludwigsburg einen Besuch abstattete und der junge Schiller den berühmten Dichter des Werther und Götz leibhaftig vor sich sehen konnte.

In der Militärschule blieb Schiller bis zu seinem 21. Lebensjahr. Bis zu diesem Zeitpunkt war er so hermetisch von der Außenwelt abgeschlossen, daß er außer seiner Mutter, seiner Schwester und den betagten dienstbaren Geistern kein weibliches Wesen zu Gesicht bekommen hat. In Schillers Jugend gab es kein Kätschen Schönkopf, keine Friedericke, keinen Gegenstand einer, wenn auch unerwiderten Liebe. Er hat die besehrenden Jahre der erwachsenen Zuneigung zum andern Geschlecht, die er später so einzigartig in seiner „Glocke“ schilderte, wie in einer Klosterzelle zugebracht.

Mit Sehnsucht wird Friedrich Schiller der Zeit entgegengesehen haben, die den Abgang von der Karlsschule brachte. Das war ursprünglich nach den Prüfungen des Jahres 1779 geplant. Die damals verfaßte Dissertation, welche die Eleven der Karlsschule ausarbeiten mußten, obwohl der Karlsschule das Promotionsrecht nicht zustand, trägt den Titel: „Philosophie der Physiologie“, ein uns heutige Ärzte merkwürdig anmutendes Thema. Allerdings verrät sich in der Themenstellung nicht eine besondere Eigenart des Schillerschen Geistes, was man vielleicht, wenn man Schillers weitere Entwicklung betrachtet, annehmen könnte. Trotzdem es damals schon bedeutende Ärzte gab, die sich auf dem Gebiet der experimentellen Medizin oder auf Grund ausgezeichneter klinischer Beobachtungen einen Namen gemacht haben — ich nenne vor allem den berühmten Albrecht Haller oder John Brown, der den Reizbegriff scharf herausgearbeitet und für die Pathologie fruchtbar gemacht hat —, so wurden gerade in der Karlsschule mit Vorliebe Themen aus dem Grenzgebiet der Philosophie und Medizin gestellt. Man darf annehmen, daß Schiller bei der damals schon auftretenden Neigung zur Philosophie das Thema mit Freuden und Lust bearbeitet hat.

Schillers medizinische Arbeiten haben natürlich keineswegs die Bedeutung, die etwa den naturwissenschaftlichen Schriften Goethes zukommt. Trotzdem sind sie nicht nur für die damalige Geisteshaltung Schillers bezeichnend und verraten in der ganzen Art der Anlage und Bearbeitung den „philosophischen Kopf“, ein von Schiller in seiner Jenaer Antrittsvorlesung später geprägtes Wort, sondern haben auch ein medizin-historisches und hinsichtlich des psychophysischen Grundproblems ein psychologisches Interesse. Das hat Benesch richtig erkannt und darüber eine eingehende Untersuchung angestellt,

die aus dem Psychologischen Institut unserer Universität kürzlich erschienen ist.

Es liegen drei medizinische Arbeiten Schillers vor. Die erste schon genannte, „Philosophie der Physiologie“, besteht aus folgenden fünf Hauptpunkten: Das geistige Leben, das nährnde Leben, die Zeugung, den Zusammenhang dieser drei Systeme, Schlaf und natürlicher Tod. Von ihnen ist nur der erste, und dazu noch unvollständig, erhalten. Diese Arbeit wurde von den begutachtenden Professoren zum Teil wegen mehrerer kühner, nicht bewiesener Behauptungen, vor allem wegen der nach Ansicht der Referenten unberechtigten Angriffe gegen berühmte Gelehrte wie Haller, Bonnet u. a. scharf gerügt, zurückgewiesen und für den Druck nicht reif befunden. Immerhin scheinen die Beurteiler doch geahnt zu haben, daß bei allen Irrungen und Verstiegenheiten aus den Zeilen des jungen Schillers schon die geniale Anlage hervorleuchtete; denn einer der Professoren fügt seinem Gutachten hinzu, er glaube, daß der Verfasser „nach geendeten jugendlichen Irrungen ein wirklich unternehmender nützlicher Gelehrter“ werden könne.

Am 1. November 1780 reichte Schiller eine zweite Dissertation ein „Über den Unterschied zwischen entzündlichem und fauligem Fieber“. Diese Arbeit war lange verschwunden und ist erst 1884 wieder aufgefunden worden. Auch diese Arbeit wurde als zu wenig eingehend und gründlich abgelehnt.

Ende des Jahres 1780 erschien die dritte Arbeit, „Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“. Sie unterscheidet sich von der ersten lediglich darin, daß Schiller, nicht zuletzt wohl durch das Bestreben, bei seinen Rezensenten nicht noch einmal anzustoßen, die Angriffe auf berühmte Gelehrte unterläßt und sich auch sonst eines gemäßigeren und höflicheren Tones bedient.

Sachlich behandeln die erste und dritte Arbeit den gleichen Gegenstand, d. h. beschäftigen sich mit dem Leib-Seele-Problem, während die zweite Arbeit ein rein medizinisches Thema zum Inhalt hat. Die erste und dritte Arbeit haben in der letzten Zeit eine zunehmende Beachtung gefunden und werden heute gegenüber den vergangenen Jahrzehnten ganz anders gewürdigt und verstanden. Die zweite, die medizinische Arbeit über das Fieber ist ein Querschnitt durch den Stand der Medizin am Ende des 18. Jahrhunderts und gibt die ganze Verwirrung wieder, die zur Zeit Schillers auf dem Gebiet der medizinischen Theorien herrschte. Das und die Tatsache der Entstehung dieser Theorien, meist weniger aus der Erfahrung als durch Spekulationen, empfindet Schiller selbst als mißlich, wenn er eingangs der Arbeit schreibt, daß er besonders den Mangel an Krankenbettefahrungen bedauere, die doch, wie er anerkennt, die Grundlagen aller Medizin sein müssen. Aber auch der Unterricht an der Karlsschule war, da klinische und geburtshilflich-praktische Tätigkeit nicht möglich war, rein theoretisch. Schillers Vater, ein später bekannter Obstbaumzüchter, also ein Mann der naturbeobachtenden Praxis, scheint Bedenken gegen diese Art der Unterrichtung von zukünftigen Ärzten gehabt zu haben. Er soll einmal

vergeblich die Leiche eines Erfrorenen zur Sektion und zum Studium der Anatomie angeboten haben. Denn auch die Anatomie wurde in der Hauptsache theoretisch gelehrt, da nur wenige Sektionen vorgenommen wurden.

Die erste und dritte Dissertation behandeln den gleichen Gegenstand.

Schiller beginnt mit der Feststellung: „Schon mehrere Philosophen haben behauptet, daß der Körper gleichsam der Kerker des Geistes sei, daß er solchen allzusehr an das Irdische heftet und seinen sogenannten Flug zur Vollkommenheit hemme“. Demgegenüber wolle er sich damit beschäftigen, den merkwürdigen Beitrag des Körpers zu den Aktionen der Seele, den großen und reellen Einfluß des tierischen Empfindungssystems auf das Geistige in ein helleres Licht zu setzen.

Damit hat Schiller einen Versuch unternommen, der für die damalige Zeit ganz gewiß ein Wagnis bedeutete. Er will die uralte Frage der Beziehungen zwischen Leib und Seele untersuchen und beantworten. Zu Beginn schon gibt er eine Antwort, die entgegen der vorherrschenden damaligen Lehrmeinung fern von jeder Metaphysik ist. „Die Tätigkeit der menschlichen Seele ist — aus einer Notwendigkeit, die ich noch nicht erkenne und auf eine Art, die ich noch nicht begreife — an die Tätigkeit der Materie gebunden. ... so müssen endlich selbst die Operationen des Denkens und Empfindens gewissen Bewegungen des inneren Sensoriums korrespondieren. Alles dieses macht den Organismus der Seelenwirkung aus.“

Dann geht er auf die Wechselwirkung zwischen Seele und Körper ein, die er, obwohl er Seelisches und Körperliches mit der Materie verknüpft, dualistisch auffaßt, dabei allerdings hervorhebt, daß der Mensch nicht Seele und Körper, sondern die innigste Verbindung dieser beiden Substanzen ist.

Es „muß eine Kraft vorhanden sein“, schreibt er, „die zwischen den Geist und die Materie tritt und beide verbindet. Eine Kraft, die von der Materie verändert werden und die den Geist verändern kann. Dies wäre also eine Kraft, die einesteils geistig, anderenteils materiell, ein Wesen, das einesteils durchdringlich wäre, und läßt sich ein solches denken? — Gewiß nicht!“

Und er fährt fort: „diese Kraft ist ganz verschieden von der Welt und dem Geist. Ich entferne sie: dahin ist alle Wirkung der Welt auf ihn. Und dennoch ist der Geist noch da. Und dennoch ist der Gegenstand noch da. Ihr Verlust hat einen Riß zwischen Welt und Geist gemacht. Ihr Dasein lichtet, weckt, belebt alles um ihn. — Ich nenne sie Mittelkraft“.

Das scheint zunächst etwas verworren, aber hören wir weiter: „die Mittelkraft“, schreibt er, „wohnt im Nerven. Denn, wenn ich diesen verletze, so ist das Band zwischen Welt und Seele dahin. Ob aber dieser Nerv eine elastische Saite sei und durch Schwingungen wirke, oder ob er Kanal eines äußerst feinen geistigen Wesens sei und dies allein in ihm wirke, oder ob er ein Aggregat von Kügelchen sei und ich weiß nicht wie wirke“ — das ist eben die Frage. Und er bemerkt dann recht bezeichnend unter Hinweis auf die vielen damaligen Theorien: „Ich bin in einem

Feld, wo schon mancher medizinische und metaphysische Don Quichote sich gewaltig herumgetummelt hat und noch jetzt herumtummelt. Ich selbst bin durch tausend Zweifel einmal zu der festen Überzeugung gekommen, daß die Mittelkraft in einem unendlich feinen, einfachen, beweglichen Wesen wohnt, das im Nerven seinen Kanal strömt und welches ich nicht elementarisches Feuer, nicht Licht oder Äther, nicht elektrische oder magnetische Materie, sondern den Nervegeist heiße. Und also heiße in Zukunft die Mittelkraft.“

Damit hat Schiller seiner Zeit weit vorausgehend die Bedeutung des Nervensystems als beherrschendes Organ für den Ablauf physiologischer und, wie wir heute wissen, auch pathologischer Vorgänge erkannt. Ohne Kenntnis der experimentellen Grundlagen, auf die wir uns heute stützen können und die hinsichtlich der zentralen Stellung des Nervensystems und seine Bedeutung für alle Vorgänge im Organismus auf Riecker, Pawlow und seine Schule zurückgehen, hat er wesentliche Ergebnisse der heutigen Forschung vorausgeahnt. Die Betrachtung des Menschen als psychophysische Ganzheit war für damalige Begriffe und auch noch für das darauffolgende Jahrhundert etwas Neues. Bykow, ein Schüler Pawlows, der sich in seinen Arbeiten mehrfach auf Schiller bezieht, spricht davon, daß Schiller den Einfluß der Hirnrinde auf innere Prozesse geahnt und höchst anschaulich und schön dargestellt habe. Er bezieht sich dabei auf folgende Stelle seiner Arbeit:

„Man trete in die Gefangenen-Häuser, wo Unglückliche seit 10 und 20 Jahren im faulen Dampf ihres Unrats wie begraben liegen und kaum noch Kraft finden, von der Stelle zu gehen, und verkündige ihnen auf einmal *Erlösung*. Das einzige Wort wird jugendliche Kraft durch ihre Glieder fließen lassen, die erstorbenen Augen werden leben und Feuer funkeln. Die Seefahrer, die der Brot- und Wassermangel auf der ungewissen See siech und elend niedergeworfen hat, werden durch das einzige Wort *Land*, das der Steuermann vom Verdeck erspäht, halb gesund.“

„Wahr ist“, schreibt Schiller weiter, „daß die Freude das Nervensystem in lebhaftere Wirksamkeit setzen kann als alle Herzensstärkungen, die man aus Apotheken holen muß und selbst inveterierte Stockungen in den labyrinthischen Gängen der Eingeweide, die weder die Rubia durchdringt, noch selbst der Merkur durchreißt, durch sie zerteilt worden sind.“

Wir sehen heute Schillers Dissertationen vor anderthalb Jahrhunderten in einem ganz anderen Licht als die Zeitgenossen. Gewiß sind es vielfach Spekulationen und unbewiesene Theorien, mit denen er operierte. Aber in der Geschichte der Wissenschaften hat schon manche Spekulation eines Genius ein anscheinend gut fundiertes wissenschaftliches Gebäude zusammenbrechen lassen.

Schiller belegt seine Ausführungen in seinen medizinischen Arbeiten auch durch Zitate aus Werken zahlreicher Dichter, darunter besonders auch Shakespeares. Ja, er leistet sich dabei einen nicht ungefährlichen Scherz, indem er zur Demonstrierung einer psychophysischen Wirkung eine Szene aus

seinen eigenen Räubern zitiert. Er hütet sich aber davor, sich als den Verfasser zu nennen, sondern tut so, als ob er das Zitat einer englischen Tragödie entnommen habe. Er fügt eine Fußnote an, die lautet: „Leben des Moor“, Tragödie von Krake, also eine offenkundige kleine Fälschung, die man ihm unter den obwaltenden Umständen nicht übelnehmen wird.

Die Arbeit wurde gedruckt. Im Vorwort findet sich neben einer Widmung an den Herzog die für die Einstellung Schillers zur Medizin bezeichnenden Sätze: „Philosophie und Arzneywissenschaft gehen unter sich in vollkommenster Harmonie: Diese leiht jener von ihrem Reichtum und Licht, jene teilt dieser ihr Interesse, ihre Würde, ihre Reize mit.“

Am 14. Dezember 1780 wurde Schiller aus der Akademie entlassen. Man kann sich vorstellen, mit welcher Freude er diesen lang herbeigesehnten Tag der Freiheit begrüßte, der ihn, wie er sich erhoffte, eine ehrenvolle Stellung und daneben genügend Muße zum dichterischen Schaffen gewähren sollte. Aber der Herzog hatte gerade Schiller die schlechteste Anstellung zgedacht, die er zu vergeben hatte. Er ernannte ihn zum Regimentsmedikus mit 18 Gulden Monatsgehalt bei einem im üblen Ansehen stehenden Regiment, das aus 240 invaliden Grenadiern bestand, deren Versorgung Schiller viel Arbeit brachte. Zudem war er nicht den Offizieren gleichgestellt, sondern stand im Rang eines Feldschers mit der erniedrigenden Verpflichtung, jeden Ausgang aus der Kaserne bei seinem Vorgesetzten erst erbitten zu müssen.

Schillers ärztliche Tätigkeit als Regimentsarzt scheint *nicht* mit großen Erfolgen verbunden gewesen zu sein. In der praktischen Medizin versuchte er „Kraftstücke“ zu liefern und verordnete, allerdings ganz der damals üblichen Praxis entsprechend, ziemlich rigorose Mittel. So war es üblich, aus den gleichen Gedankengängen heraus wie die spätere Homöopathie, auf eine Steigerung der Krankheitsprozesse hinzuwirken. Man gab aber im Gegensatz zur heutigen Homöopathie sehr hoch dosierte Medikamente. So hat man z. B. damals bei Ruhr Abführmittel in nicht unbeträchtlicher Menge verschrieben. Auch Emetika wurden sehr häufig angewandt. Das einzige Rezept, das von Schiller erhalten ist, ist ein solches über Brechwasser. Allerdings soll Schiller durch seine „Roßkuren“, wie man es nannte, einigen Typhuskranken das Leben gerettet haben.

Schiller war nicht zum praktischen Arzt geboren. Er hatte zwar durchaus großes Interesse an der Medizin, aber als philosophische Lehre. Eine Zeitlang trug er sich mit dem Gedanken, Professor für Physiologie zu werden, dem Fach, dem er das größte Interesse zuwandte.

Aber der *Dichter* nahm ihn mehr und mehr gefangen. Das ging so weit, daß er sich bei der Visite, statt die Kranken zu untersuchen, auf den Bettrand setzte und laut deklamierend Gedichte vortrug, so daß die biedereren Grenadiere entsetzt glaubten, einen Wahnsinnigen vor sich zu haben.

Eine Vorstellung, wie er bei diesem Benehmen und mit seinen geringen ärztlichen Erfolgen bei

seinen Vorgesetzten angestoßen hat, gibt ein köstliches Gedicht von Frankl, das eine Szene schildert, wie sie sich ähnlich wohl öfter beim Rapport abgespielt haben mag.

Das Gedicht beginnt mit den bezeichnenden Versen:

Gehorsamst zu melden, Herr Kommandant!  
Der neue Feldscher ruiniert das Spital,  
Er hat zum Messer keine Hand,  
Er wird den Kranken sehr fatal.  
„So, so! Hab's selbst bemerkt! Eil er fort,  
Hol er den Kerl mir zum Rapport.“

Schiller erscheint, worauf sich dann der ganze Unmut des Kommandanten über ihn ergießt:

Ich hör von ihm verfluchte Sachen,  
Er wird das Spittel zum Leichenhof machen!

Und weiter:

Ich hab's im Katalog gelesen,  
Ist immer zerstreut, ein Träumer gewesen.  
Hat Räuberkomödien geschmiert.  
Drum soll er jetzt ein Pflaster schmieren,  
Weiß er nicht, wie es anzurühren.  
Verschreibt zum Schwitzen, statt zum Purgieren.

Und so geht es fort. Schließlich geht der Kommandant in einen besänftigenderen Ton über und erteilt den wohlmeinenden Rat:

Doch will er mir folgen, so geh' er allein,  
Es wird kein Schade um ihn sein.  
Was wird an aller Tage End?  
Aus Gottes Faulenzern auf Erden?  
Er hat keinen Geist, er hat kein Talent.  
Ich rat' ihm, lieber ein Dichter zu werden.  
Halb rechts! Abgetreten!

Und Schiller ging — unter die Poeten. Er konnte der öden Fron der täglich mit Unlust verrichteten Arbeit nicht entrinnen, aber jede freie Zeit galt seinem eigentlichen Berufe, der Dichtkunst.

„Die Räuber“ waren fertig. Ende 1780 läßt er sie auf eigene Kosten ohne Verfasseramen — das wäre zu gefährlich gewesen — drucken. Zahlreiche Gedichte seiner Anthologie entstanden, darunter die Gedichte an Laura, die man wohl seine ersten Liebesgedichte nennen darf, metaphysische Liebesdichtungen nennt sie Buchwald bezeichnenderweise, da sie nicht von der üblichen Sehnsucht und dem Glück der Erfüllung handeln, sondern in echt Schillerischem Geiste von der Liebe überhaupt, dem Tatbestand und dem Rätsel, das die Liebe für ihn bedeutet.

Und nun kam es zu den Ereignissen, die Schillers Flucht aus Stuttgart veranlaßten. Durch eine gewisse Ironie des Schicksals, wie Suttermeister es bezeichnet, war es gerade ein Arzt, nämlich Dr. Amstein aus Zizers in der Schweiz, welcher den unmittelbaren Anlaß dazu gab, daß Schiller seine medizinische Laufbahn aufgegeben hat. Dr. Amstein wendete sich in einer Schweizer Zeitschrift scharf gegen einen ausländischen Komödienschreiber, der in den „Räubern“ den schweizerischen Kanton Graubünden ein „Athen der heutigen Gauner“ genannt hat. Schiller wollte damit einen aus der Schweiz stammenden Akademieaufseher treffen. Aus einer Hamburger Zeitung hat der Herzog von dieser Angelegenheit erfahren und, außenpolitische Schwierigkeiten fürchtend, Schiller den strikten Befehl

erteilt „nichts Literarisches mehr zu schreiben oder mit Ausländern zu kommunizieren“ bei Strafe der Kassation und, nach einer Äußerung Schillers, der Festung. Damit war die Flucht der letzte Ausweg. Sie fand in der Nacht vom 22. zum 23. September 1782 statt. Der Medizin war endgültig der Abschied erteilt, die Welt hatte, wie Neuburger sich ausdrückt, einen kleinen Regimentsarzt verloren, dafür aber einen großen Dichter gewonnen.

Die Tatsache, daß Schiller Arzt gewesen ist, hat sein dichterisches, historisches und philosophisches Schaffen durchaus beeinflußt. Die „Räuber“, teilweise in Krankenzimmern und bei Nachtwachen entstanden, zeigen in Äußerungen des Franz, des Spiegelberg, des Karl Moor zahlreiche Früchte medizinischen Denkens. Zudem ist bezeichnenderweise das Motto den Aphorismen des Hippokrates entnommen. Der Hinweis ist unverkennbar. Wollte er doch heilend wirken gegen Heuchelei und Tyrannei, die geknechtete Menschheit zum Kampf für die Freiheit aufrufen, und dazu bedarf es drastischer Mittel, deswegen:

Quae medicamenta non sanant,  
Ferrum sanat,  
Quae ferrum non sanat,  
Ignis sanat.

Das ganze Räuberdrama ist durchsetzt mit medizinischen Hinweisen, die den Arzt und Dichter ver-raten, so wenn Franz Moor es unternimmt, Amalie durch die gräßliche Schilderung der Syphilis von ihrem Geliebten abzubringen, oder wenn es von Spiegelberg heißt, es ist unverantwortlich, daß der Mann nicht Medizin studiert hat, er hätte ein neues Kropfpulver erfunden, wobei in den unterdrückten Bogen der ersten Ausgabe der „Räuber“ ursprünglich der Mentalität der rauhen Männer naheliegender gestanden hat: Er hätte wider den Tripper ein Spezifikum gefunden.

Daneben sind in den Monologen fast wörtlich Zitate aus seinen Dissertationen enthalten, vor allem aus seiner letzten „Über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“, so, wenn Franz Moor entsprechend dem Lehrsatz, „daß geistiger Schmerz das Wohl der körperlichen Maschine untergräbt“, den Vater durch Schreck, Jammer, Verzweiflung ins Grab bringen will.

Überhaupt hat ihn das seine medizinischen Jugendarbeiten behandelnde Problem des Verhältnisses von Seele und Geist das ganze Leben nicht mehr los-gelassen. Als Arzt hat er die untrennbare psychosomatische Einheit von Leib und Seele kennengelernt. Deshalb schrieb er auch als Philosoph, daß „die wissenschaftliche Aufteilung der Seele, nirgends so gewaltsam durchgeführt wie bei Kant, die Ursache ist, daß auch die wirklichen Menschen in diese Teile zerrissen werden.“ Für ihn besteht kein Zweifel, daß der Mensch nicht Seele und Körper ist, sondern eine innige Verbindung beider. Daraus ergibt sich die Forderung der Entwicklung der geistigen und körperlichen Anlagen, deren Harmonie die edle Menschlichkeit darstellt. Auch der Freiheitsbegriff bei Schiller entspringt dem Verhalten von Geist und Sinnlichkeit, indem er aus dem Streit dieser

beiden die Idee der Freiheit entwickelt. Ähnliches gilt für seine ästhetische Theorie der Schönheit und Anmut und für die Begriffe des Erhabenen und der Würde.

Wenn man auf Schillers medizinische Tätigkeit zurückschaut, so wird man feststellen können, daß er als praktischer Mediziner keine besonders glückliche Hand hatte. Er hat aber Ergebnisse schon vorausgeahnt, die wir heute dank der großen Fortschritte in der Erforschung des vegetativen Nervensystems und im Bereich der Neurophysiologie unter dem Begriff der psychosomatischen Medizin zusammenfassen. Die Ganzheitsbetrachtung in der Medizin, von der wir heute ausgehen, ist durchaus Schiller-scher Geist.

Der Weg Schillers in die Freiheit war zugleich ein Weg in Entbehrungen, schwere Arbeit, Sorge um das tägliche Brot, Verschuldung. Gewiß waren Freunde zugegen, die hilfreich eingriffen und so das historische Verdienst beanspruchen können, daß der vom Leben schwer geprüfte Mann den Unbilden der täglichen Bedrängnis nicht erlegen ist. Ohne seinen rastlosen Fleiß, die in ernster Arbeit verbrachten Nächte, die seine Gesundheit aufs schwerste beeinträchtigten, hätte er aber die Höhen seiner Entwicklung nicht erreichen können, zu denen er empor-gestiegen ist.

Ein unruhiges Leben hat Schiller von seiner Flucht aus Stuttgart an geführt. Der Drang, irgendwo seßhaft zu werden, wurde im Verlauf der Jahre immer stärker. Mannheim — Bauerbach — Leipzig — Dresden — Weimar — Rudolstadt, das sind die Stationen, zwischen denen Schiller sich damals un-stet bewegte. Bis schließlich der Name Jena auf-tauchte.

Was Schiller für Jena und seine Universität bedeutet hat, haben wir vor einigen Monaten aus dem Munde eines so hervorragenden Schiller-Forschers wie Reinhardt Buchwald erfahren, den wir zu unserer Freude auch heute unter uns begrüßen dürfen. Seinen auf gründlicher Kenntnis der Quellen und einer eingehenden Analyse der Persönlichkeit Schillers und seiner Zeit sich gründenden Ausführungen gegenüber müßte ich eigentlich über dieses Thema schweigen. Die Universität Jena hat aber gegenüber ihrem ehemaligen Professor Schiller, bei dessen Nennung wir gerne das vielgebrauchte Goethe-wort zitieren: „Denn er war unser“, Verpflichtungen. Und so lassen Sie mich deswegen auf einige Tatsachen des Verhältnisses von Schiller zur Uni-versität eingehen. Sie sind, wie Sie hören werden, leider nicht immer für die Universität von Ruhm gewesen.

Es ist der Initiative des um die Universität Jena in der damaligen Zeit hochverdienten Regierungs-rat Voigt zu verdanken, daß Schiller nach Jena be-rufen wurde. Goethe hat diesem Vorschlag bereit-willig zugestimmt. Obwohl Schiller schon lange ein festes Wirkungsfeld gesucht hatte, ist er nicht so ohne weiteres bereit gewesen, dem Ruf nach Jena Folge zu leisten, zumal es sich um eine unbesoldete Professur handelte, die nur Kollegelder in Aus-sicht stellte. Hinzu kommt, daß in der damaligen Zeit die Verhältnisse auf den deutschen Universi-

täten ganz anders waren als heute. Forschung und Lehre waren nur an wenigen Universitäten miteinander verbunden, die Aufgabe des Professors bestand in der Hauptsache darin, Paragraphen eines Lehrbuches zu erläutern. Die Vorlesungen waren also im wahren Sinn des Wortes noch Lesungen, der frei aus der schöpferischen Persönlichkeit erstehende Vortrag war nicht gebräuchlich. Diese Verhältnisse begannen sich indessen gerade damals zu ändern, wohl nicht unter dem Einfluß Schillers, aber, wie wir annehmen dürfen, durchaus in seinem Sinne. Denn mit ihm, d. h. kurz nach seiner Berufung, begann die Blütezeit der Universität Jena, die sich an die Namen Reinhold, Schütz, Fichte, Schelling und Hegel knüpft und auch Jena nach dem Beispiel Göttingens zu einer modernen Hochschule im damaligen Sinne gestaltete.

Am 11. Mai 1789 kam Schiller nach Jena, am 26. bestand er, wie er an seine Freunde geschrieben hat, „rühmlich und tapfer“ sein erstes Abenteuer auf dem Katheder. Obwohl ihm, wie wenig anderen, das Wort in souveräner Weise zur Verfügung stand, ist er, wie er sich in einem Brief an Körner ausdrückte, „nicht ohne Verlegenheit gewesen, öffentlich zu reden“. Dabei hat es nicht an Selbstbewußtsein gefehlt, wenn er weiterhin schreibt, daß seine Vorlesungen „mit keiner anderen, die auf irgend-einem Katheder in Jena gehalten wurden, die Vergleichung zu scheuen brauchen würde“.

Bei der Antrittsvorlesung kam es zu dem bekannten Umzug von einem Hörsaal in den anderen, da das Reinholdsche Auditorium, das im Höchstfall 100 Menschen fassen konnte, rasch überfüllt war. Den Umzug in das Griesbachsche Auditorium, zu dem man sich auf Vorschlag eines Hörers entschlossen hatte, nennt Schiller selbst ein lustiges Schauspiel, da er die ganze Stadt in Aufruhr brachte. Was ist's denn, was gibt's denn? hieß es überall. Da rief man denn, „der neue Professor wird lesen“.

Kaum jemals hat wohl die Antrittsvorlesung eines Jenaer Professors derartiges Aufsehen erregt wie die Schillers. Das ergab sich zunächst aus den äußeren Umständen. Hinzu kam der große Eindruck, den Schillers Worte bei der akademischen Jugend und auf die übrigen Zuhörer ausübte. So war auch der Nachhall der Vorlesung groß, Schiller bekam, was durchaus nicht alltäglich gewesen ist, eine Nachtmusik durch die Studenten und Vivat wurde dreimal gerufen.

Die Antrittsvorlesung handelte von dem Unterschied des Brotgelehrten und des philosophischen Kopfes. Sie ist später als besondere Schrift unter dem Titel „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ erschienen. Schiller war sich wohl bewußt, daß dieses Thema verbunden mit dem großen Widerhall bei den Studenten von seinen Kollegen nicht allgemein freudig aufgenommen würde. Es ist hier, schreibt er an Körner, ein solcher Geist des Neides, daß dieses kleine Geräusch, das mein erster Auftritt machte, die Zahl meiner Freunde wohl schwerlich vermehrt hat. Ein halbes Jahr später, im November 1789, fand dann der Vorfall statt, von dem wir aus dem Brief an Körner wissen. „Hier schicke ich Dir die Antrittsrede“, schreibt

er, „die mir nichts als Händel gemacht hat. Ich nenne mich in aller Unschuld darin einen Professor der Geschichte, weil mir nicht bekannt war, daß ich dadurch mit einem, der eine Nominalprofessur zur Geschichte hat, kollidieren könnte. Dies ist Heinrich, der darüber Lärm geblasen hat. Sie liebens mir durch Griesbach wissen, daß ich der Sache abhelfen möchte, welches leicht angeht, da sie neu aufgelegt wird und also der Professor der Geschichte in einen Professor der Philosophie verwandelt werden kann. Ist dies aber nicht erbärmlich? Und der Akademiediener, der sie aus dem Buchladen fordert, ist so insolent, den angegebenen Titel wegzureißen. Mit solchen Menschen habe ich zu tun.“

Nachforschungen in den Archiven unserer Universität, die Hans Tümmeler vorgenommen hat, und über die er im Goethe-Jahrbuch berichtete, haben weitere Aufklärungen in dieser recht beschämenden Angelegenheit erbracht. Der von dem Akademiediener abgerissene Titel findet sich fein säuberlich bei den Akten, ein Zeichen für die vorbildliche Aktenführung der Fakultät, weniger für ihren Geist. Schiller hatte eben doch die Brotgelehrten zu empfindlich getroffen.

Erfreulich aber ist, daß die Zahl der „philosophischen Köpfe“, die an der Universität lehrten und wirkten, gerade mit dem Jahr 1789, dem Beginn der Lehrtätigkeit Schillers, sichtlich zugenommen hat. Die anbrechende Blütezeit der Universität Jena war damals gerade den Jüngeren, den Extraordinarien zuzuschreiben und in Sonderheit denjenigen der Philosophischen Fakultät, da von ihnen der große Ruf der Jenaer Akademie ausgegangen ist. Die schon lange in Jena wirkenden ordentlichen Professoren der Philosophie, wie Hennings und Ullrichs, haben ihre jugendlichen Zuhörer ohne größeren Nachhall gelassen. Es waren die jungen Leute, wie Reinhold, Schiller, Fichte, Niethammer, Schelling und Hegel, welche Begeisterung entfachten und die jungen Herzen aufrührten, so daß der Zustrom zur Alma mater jenensis in dieser Zeit von Jahr zu Jahr zunahm.

Leider dauerte diese glückliche Periode nicht lange. Am Ende des ersten Dezenniums des neuen Jahrhunderts begann die große Abwanderung fast aller fortschrittlichen Geister, nicht zuletzt veranlaßt durch die unrühmliche Art, mit der man Fichte zwang, sein Lehramt niederzulegen. Sie war ein Protest gegen die schweren Verletzungen der Lehrfreiheit, die man begangen hatte. „Allgemein bemächtigte sich“, wie Goethe bemerkt, „in der Folge davon, ein heimlicher Unmut der Geister“. Bis auf den einen, erst 1806 berufenen Luden, haben ziemlich alle aufrechten Männer der philosophischen Fakultät aus der Maßregelung Fichtes die Konsequenzen gezogen und Rufe nach anderen Universitäten angenommen. Auf den philosophischen Kathedern Jenas aber standen, wie Hans Tümmeler mit beißendem Spott feststellt — unerschütterte in der altbewährten Festigkeit ihrer Lehrmeinungen noch immer die Professoren Hennings, Ullrichs und Heinrich, deren Namen in Verbindung mit den Angriffen gegen Schiller unrühmlich in den Akten der Fakultät fortleben.

Schillers Tätigkeit in Jena ist durch Krankheit sehr behindert worden. Fast genau zwei Jahre nach dem Beginn seiner akademischen Lehrtätigkeit im Mai 1791 scheinen die Krampfanfälle begonnen zu haben, die sich dann in den späteren Jahren immer wieder in stärkerem Ausmaße wiederholten. Seit seiner Kindheit hat Schiller bekanntlich an katarthalschen Affektionen, später nach Veils Ansicht an Folgen einer Herdinfektion gelitten.

Vom ersten Tage seiner Vorlesungstätigkeit an hat Schiller die Herzen seiner Zuhörer gewonnen und sie auch weiterhin behalten. Mit unendlicher Dankbarkeit haben zahlreiche junge Menschen, ehemalige Schüler und solche, die in seiner Nähe lebten, in Briefen und Gesprächen dieser Zeit gedacht. Ein Jenaer Medizinstudent berichtete, als im gesamten Ausland Anfang Juni 1791 die fälschliche Kunde vom Tode Schillers verbreitet war, einem Schweizer Freund, daß Schiller zwar schwer krank gewesen sei, aber sich wieder erholt habe. In begeisterten Worten schreibt er dann: „Was Schiller als Professor war? Mit einer ungeheueren Beredsamkeit verband er den schönsten und angenehmsten Vortrag. Ich selbst habe ihn einige Male mit Bewunderung und Erstaunen gehört. Nie verließ er das Auditorium, ohne daß ihm laut Beifall geklatscht wurde. Der Zulauf zu seinen Vorlesungen war so groß, daß nie alle in dem großen Zimmer Platz hatten. Für die Akademie wird er aber wohl nicht mehr viel leisten können. Schon vor seiner Krankheit mußte er oft wegen Unpäßlichkeit in seinen Vorlesungen aussetzen. Und nun wird er wohl kaum wieder lesen dürfen. Das Feuer, mit dem er deklamiert, greift seine sonst schwache Lunge zu sehr an und er würde sich gewiß dadurch schaden.“ So ist es dann auch gekommen. Schiller hat zwar noch längere Zeit Vorlesungen angekündigt, sie kamen aber hauptsächlich wegen seiner Krankheit nicht mehr zustande.

Schillers Lehrtätigkeit in Jena war recht kurz. Die Jahre waren ausgefüllt mit Arbeit, vor allem Brotarbeit, wie er es nannte, da die Professur in Jena nichts einbrachte und er noch Schulden abzuleisten hatte. Eine großzügige Hilfe vom Ausland hat ihm wohl wesentlich weiter geholfen, ihn aus seiner Misere aber schließlich doch nicht herausgebracht.

Man kann nicht abschließend über Schillers Tätigkeit in Jena sprechen, ohne zu erwähnen, welche Bedeutung Jena bei der Begründung der Freundschaft zwischen Schiller und Goethe gehabt hat. Die Beziehungen der beiden sind in den ersten Jahren von Schillers Aufenthalt in Jena ziemlich lose gewesen. Zwar dürfte man es sich nicht so vorstellen, sagt Buchwald, als ob Goethe und Schiller fremd und ohne Beziehungen nebeneinander gelebt hätten. Was sich zwischen ihnen abspielte, könne man am besten als gesellschaftlichen Verkehr bezeichnen. Seinen geistigen Weg ging Schiller aber damals ganz allein. In Goethes Aufzeichnungen findet man den Namen Schiller bis zum Jahre 1794 überhaupt nicht erwähnt. In diesem Jahre, wahrscheinlich am 20. Juli 1794, fand dann das denkwürdige Gespräch in dem jetzt zerstörten Haus am Marktplatz in Jena statt, in dem Schiller

damals wohnte und das Berühmtheit erlangte eben durch den Umstand, daß hier die eigentliche Freundschaft der beiden Geister Schiller und Goethe begründet worden ist. Schiller und Goethe kamen von einer Sitzung der Naturforschenden Gesellschaft Jena und traten im lebhaften Gespräch in das Haus Schillers ein. Beide betonten später oft, daß dieses bekannte und oft beschriebene Gespräch sie „wieder zum Dichter gemacht“ habe. Goethe hat sogar bemerkt, es sei doch gut gewesen, daß sie erst jetzt richtig zusammengelassen seien; denn erst jetzt seien sie beide an die Stelle ihrer geistigen Entwicklung gelangt, wo sie einander ganz gerecht werden und erkennen konnten, daß sie gerade in ihrer Verschiedenheit dazu bestimmt seien, sich zu ergänzen.

So war die erste Annäherung vollzogen. Von diesem Tag an erlebte Goethe, wie er in den Tag- und Jahresheften später berichtete, einen neuen Frühling, in dem alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging. Das Zusammenwirken charakterisierte er als ein unaufhaltsames Fortschreiten philosophischer Ausbildung und ästhetischer Tätigkeit. Am unmittelbarsten und reinsten spiegelt es sich in dem nun beginnenden Briefwechsel, der, den steifen konventionellen Ton schnell überwindend, sich zu einer offenen herzlichen Aussprache über Kunst und Leben entwickelte.

Gestatten Sie mir hier eine Abschweifung vom eigentlichen Gegenstand meines Vortrages. Sie haben gehört, daß zur Freundschaft zwischen Goethe und Schiller hier in Jena der Grundstein gelegt worden ist, und zwar im Anschluß an eine Sitzung der Naturforschenden Gesellschaft Jena, deren Ehrenmitglieder die beiden Dichter gewesen sind.

Goethe brachte dieser Gesellschaft, wie überhaupt den naturwissenschaftlichen Gesellschaften, das größte Interesse entgegen. Er sah in ihnen die Möglichkeit des Zusammenarbeitens, nicht nur zur Vermehrung der Kenntnisse des einzelnen Forschers, sondern vor allem zur Gewinnung der großen einheitlichen Zusammenhänge, die er in den verschiedenen Erscheinungsformen der alles umfassenden Natur erblickt. Goethe beklagte sich darüber, daß er wenig Verständnis für diese seine Idee bei den deutschen Gelehrten fand.

Und diesem mangelnden Willen zur Zusammenarbeit ist es auch zuzuschreiben, daß die Naturforschende Gesellschaft in Jena nicht lange bestanden hat, wenn sie auch inzwischen kurz einmal wieder aufgelebt ist. Erst im Jahre 1853 ist wieder eine Gesellschaft gegründet worden, die sich stets als die Fortsetzung der zu Goethes und Schillers Zeiten bestanden Naturforschenden Gesellschaft gefühlt hat, die Medizinisch-Naturwissenschaftliche Gesellschaft Jena. Leider ist sie im Jahre 1945 dem allgemeinen Zusammenbruch zum Opfer gefallen.

So sehr es anzuerkennen ist, daß die jetzt bestehende Gesellschaft für theoretische Medizin unter Leitung ihres derzeitigen Vorsitzenden, Herrn Professor Dr. Walter Fischer, sich bemüht, den großen Traditionen Jenas auch auf dem Gebiet der Naturwissenschaften über die Medizin hinaus gerecht zu werden, so wäre es doch erwünscht, wenn unter den

heutigen Aspekten von hier aus die Initiative ergriffen würde, an die Tradition anknüpfend eine Gesellschaft wieder erstehen zu lassen, in der Medizin und Naturwissenschaften, aber darüber hinaus auch die an den Problemen naturwissenschaftlicher Erkenntnis interessierten Geisteswissenschaften wie Philosophie, Psychologie u. a. zu Worte kommen könnten.

Schillers Freundschaft mit Goethe spielte sich im letzten Jahrzehnt seines kurzen Lebens ab. Beide waren auf dem Zenit ihres Schaffens. Diese zehnjährige Freundschaft bedeutete gleichzeitig den Höhepunkt unserer klassischen Literatur. Zwanzig Jahre nach Schillers Tod läßt Goethe bei einem Besuch von Schillers Gartenhaus in Jena nochmals die Erinnerung an den Freund aufleben.

„Hier hat Schiller gewohnt“, sagte er zu Eckermann, „in dieser Laube, auf diesen fast zusammengebrochenen Bänken haben wir oft an diesem alten Steintisch gegessen und manches gute und große Wort miteinander gewechselt. Er war damals noch in den Dreißigern, ich selbst noch in den Vierzigern, beide noch in vollstem Aufstreben, und es war etwas!“

Über das Verhältnis von Schiller und Goethe, über ihre inneren Gegensätze, über ihre verschiedene Stellung zur Philosophie, die grundverschiedene Art als Dichter ist viel geschrieben und gesprochen worden. Sicher hat gerade die unbestrittene Gegensätzlichkeit der Auffassungen auf beide befruchtend gewirkt. So ist die Einflußnahme Schillers auf Goethes Faust und Goethes auf die letzten Schillerschen Dramen bekannt, beide Dichter haben diese Frucht ihrer Freundschaft immer wieder betont und hoch geschätzt. Vor allem Schiller hat den Einfluß, den Goethe auf seine Arbeit ausübte, voll aufrichtiger Bewunderung für den zehn Jahre älteren Freund hervorgehoben. Der Freundschaft mit Goethe ist es auch zuzuschreiben, daß Schiller das in den vorhergegangenen Jahren entschwundene Selbstvertrauen auf seinen dichterischen Beruf wieder erhalten hat, so daß wir eine neue Blütezeit seiner Lyrik aus dieser Zeit feststellen können, die sich — vor allem beeinflusst durch das Studium Kants — in großartigen Dichtungen philosophischen Inhalts auswirkte. Die letzten Jahre von Schillers Leben sind auch eine rasche Aufeinanderfolge seiner großen dramatischen Gestaltungen.

Schillers Werk bewegt sich, wie wir im Verlauf der verschiedenen Schiller-Feierlichkeiten dieser Tage in Wort und Schrift immer wieder vernehmen konnten, in der Sphäre erhabener sittlicher Ideale, dringt vor in den Bereich reiner Anschauung und in die Gebilde hohen ästhetischen Empfindens.

Schiller war aber vor allem Mensch, und nichts Menschliches war ihm fremd. Und so, wie jeder irrt, der etwa glaubt, sein Leben sei oder könne in gerader Linie verlaufen, und er wäre in allen Situationen Herr seiner Entschlüsse und Empfindungen, so war auch Schillers Wirken und Handeln von den verschiedenen Perioden seines Lebens nicht unbeeinflusst und er war durchaus Augenblicksempfindungen unterworfen. Wenn wir deshalb von der Persönlichkeit Schillers uns eine Vorstellung machen

wollen, müssen wir ihn nicht auf einem hohen Podest denken mit Lorbeerkränzen umgeben, sondern in seiner Menschlichkeit sehen, inmitten von Not, Sorgen, Mühe und Arbeit. Gerade dadurch gewinnt er für uns. Seine vielen menschlichen Züge, verbunden mit dem Schwung großer Begeisterung, erklären die Liebe, die insbesondere junge Menschen für Schiller zu empfinden pflegen, denen Goethe in seiner erhabenen Größe manchmal zunächst noch etwas fern steht, bis die Reife des Urteils auch das Verständnis für ihn wecken kann.

Schaut man zurück auf das kurze Leben, das Schiller vergönnt gewesen ist, so ist es immer wieder der Wille zur Freiheit, die Überwindung der materiellen Beengtheit und Bedrückung durch die geistige und sittliche Haltung seiner Persönlichkeit, welche uns aufs stärkste beeindruckt. Schiller hat sich stets als Erzieher zu höherem Menschentum gefühlt und diesem Erziehungsprinzip durch sein Leben und seine Werke selbst entsprochen. Hier gab es kein Stehenbleiben, keine Rast und Ruhe. „Alle acht Tage“, sagte Goethe später einmal „war er ein Anderer und ein Vollendeterer“.

Diese Haltung bedeutet keine Abkehr von den Freuden und Schönheiten, die uns das Leben so vielfältig bietet. Sein Pflichtbegriff, das Gefühl des Erhabenen und das Streben zur Vollendung war durchsetzt von einem heiteren Lebensglauben. Es ist bezeichnend, daß Schiller die Idee der Pflicht bei Kant, wie er sich ausdrückt „mit einer Härte vorgetragen sieht, die alle Grazien davor zurückschreckt“. Für ihn läßt sich die Pflicht durchaus verbinden mit Anmut, das schöne Kantsche Wort „Bestimme Dich aus Dir selbst“ ist ihm in seiner sittlichen Forderung durchaus vereinbar mit einer heiteren Grundauffassung des Lebens, er vertrat den Optimismus der Tat, wenn er sich auch der Tragik des menschlichen Daseins voll bewußt gewesen ist.

Bei Schiller vereinigt sich in glücklicher Weise „der philosophische Kopf“, der in die Höhen reiner Erkenntnis vordringende kritische Verstand, mit der Gabe, das Erhabene und Schöne, die Idee der sittlichen Freiheit und hohen Menschenwürde auch dem Volk nahebringen zu können. Der Begriff Freiheit z. B. ist ihm eben nicht nur ein Gegenstand philosophischer Erörterungen, sondern er will durch die Herausstellung seiner Freiheitshelden in seinen Dramen das Freiheitsbewußtsein in den Herzen seiner Zuhörer zur hellen Flamme entfachen. So erleben wir den Drang nach Freiheit von den „Räubern“ bis zu „Wilhelm Tell“ nach seinem Inhalt gleich, in seiner künstlerischen Gestaltung immer vollkommener.

Zum Freiheitsdrang tritt die Vaterlandsliebe, nirgends ausdrucksvoller verkörpert als in den Helden gestalten des „Wilhelm Tell“, einem Werk, das heute noch wie damals, als es die Erstaufführung erlebte, größte Begeisterung erweckt. Es ist ein Volksstück, das nach Schillers eigenen Worten Herz und Sinne interessiert. Vereinigung des Volkes und Abschüttelung der Knechtschaft ist sein Inhalt. Vaterlandsliebe, auch schon in den „Räubern“ gepriesen:

Sei mir gegrüßt Vaterlandserde!  
Vaterlandshimmel! Vaterlandssonne!

dort vielleicht noch mehr die engere Heimat bedeutend, steigert sich im „Tell“ zu den berühmt gewordenen Versen:

Ans Vaterland, ans teure, schließ Dich an,  
Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen.  
Hier sind die starken Wurzeln Deiner Kraft...

und gewinnt seinen Höhepunkt in dem hohen Liede der Gemeinschaft:

Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,  
In keiner Not uns trennen und Gefahr...  
Wir sind *ein* Volk, und einig wollen wir handeln.

Freiheitsdrang und Vaterlandsliebe, diese hohen Tugenden vermag Schiller, dem, wie nur wenigen

Auserlesenen, die ganze Schönheit der deutschen Sprache zu Gebote steht, gerade in die Herzen der empfängnisbereiten Jugend zu legen, er, der erhaben war über alles Niedrige und Häßliche. Der Adel seiner Persönlichkeit konnte nicht besser gezeichnet werden als durch die unsterblichen Worte Goethes im Epilog zur Glocke:

Nun glühte seine Wange rot und röter  
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,  
Von jenem Mut, der früher oder später  
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,  
Von jenem Glauben, der sich stets erhöht  
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,  
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,  
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

(Eingegangen: 28. September 1955)